

## ***Musik als Zeit-Zeichen***

**Laudatio  
von Bundesminister  
Dr. Wolfgang Schäuble  
anlässlich der Verleihung  
der Urania-Medaille  
an Sir Simon Rattle  
am 6. Februar 2007 in Berlin**

Die Urania-Medaille soll Wissenschaftler oder Künstler auszeichnen, die neben bahnbrechenden Leistungen in ihrem Fach Außerordentliches für die Popularisierung von Wissenschaft und Kultur getan haben.

Sir Simon Rattle, den wir heute ehren, erfüllt beide Kriterien in ganz außergewöhnlicher Weise. Er hat schon in Birmingham mit großem Erfolg neue Hörerschichten für Konzerte gewonnen und vor allem junge Leute angesprochen. Seit seinem Amtsantritt bei den Berlinern Philharmonikern 2002 hat er beharrlich auch in Deutschland für ein neues Verständnis von Musik und Musikkultur geworben. Musik, auch klassische Musik, ist für ihn nichts Stati-

ches, das verehrungswürdig auf einem Denkmalsockel thront. Für Musik gebe es nicht nur eine bestimmte Deutungsmöglichkeit. Musikkunstwerke seien vieldeutig und bedeuten jedem Hörer das, was sie ihm – ganz individuell – jeweils geben können. Und deswegen sei Musik für alle da und müsse allen verfügbar gemacht werden.

Und das eben sagt Sir Simon nicht nur, das praktiziert er auch. Danach gestaltet er die Spielpläne und erschließt mit frischen Ideen breitere Hörerschichten, insbesondere auch in der jüngeren Generation. Und dazu gehört auch das Engagement für neuere und ganz neue Musik.

Für manchen ist das eine Zumutung. Aber man darf ja nicht vergessen, dass in der Zeit der Wiener Klassik fast ausschließlich neue Musik gespielt wurde. Ein Konzertprogramm, das – wie heute vielfach üblich – vorwiegend 100 oder 200 Jahre alte Musikstücke bietet, wäre zu Lebzeiten Mozarts, Haydns und Beethovens undenkbar gewesen, weil es kein Publikum gefunden hätte.

Das eine schließt das andere nicht aus. Sir Simon hat sein Debüt 2002 in Berlin mit Mahler gestaltet, und zurzeit bringt er uns das sinfonische Werk Joseph Haydns wieder nahe. Aber er ist eben auch ein großer Förderer der Gegenwartsmusik. Er weiß, dass aufregend, spannend,

phantasiebeflügelnd vor allem das Neue, das im Sinne des Wortes „Un-Erhörte“ ist.

Wahrscheinlich hatten es Komponisten vergangener Zeiten da einfacher. Haydn entzückte das Londoner Publikum noch mit einem irregulären Fortissimoschlag im langsamen Satz seiner Sinfonie Nr. 94. Der junge Beethoven erregte Aufmerksamkeit, indem er seine 1. Sinfonie mit einem Septakkord, also einer Dissonanz, beginnen ließ – ein ebenso kalkulierter wie gezielter Verstoß gegen die damaligen Konventionen.

Fortissimoschläge und Dissonanzen regen heute niemanden mehr auf. Komponisten müssen deshalb heute mit anderen Mitteln versuchen, Aufmerksamkeit zu finden und öffentliche Diskussionen über ihre Werke auszulösen.

Die vollständige Abwendung von der historisch überlieferten Diatonik – Musik, die auf Dur und Moll, Melodie, Harmonie und Rhythmus basiert – und stattdessen immer ausgefallener Klänge und Klangfarben, wie sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von Komponisten erprobt wurden, sind offenbar nur ein eingeschränkt gangbarer Weg.

Wenn in einem Musikstück die über viele Jahrhunderte wesensprägenden Elemente der Musik überhaupt keine Rolle mehr spielen, dann kann man damit vielleicht einige Feuilletonisten begeistern, aber wohl kaum auf Anhieb ein breites Publikum gewinnen. So erging es ja schon der Zwölftonmusik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Auch diese Musik konnte ein breites Publikum nicht erobern, weil sie in den Ohren vieler Menschen als unzugängliches, intellektuelles Konstrukt klang – Ausnahmen wie etwa das wundervolle Violinkonzert von Alban Berg bestätigen wie immer die Regel.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass der Hauptentwicklungsstrang der Musik in dieser zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bei Musik mit einfachen, verständlichen und eingängigen Strukturen und Formen lag: Bei der sogenannten „U-Musik“ und bei der Filmmusik. Man stelle sich einmal die Filmmusiken etwa zu „Doktor Schiwago“ oder „Spiel mir das Lied vom Tod“ mit ihren weit schwingenden Melodienbögen in Zwölfton- oder in Clustertechnik vor – hätten diese Filme auch damit Millionen Menschen in aller Welt begeistert?

Ich will aber gleich hinzufügen, dass es auch wenige Gegenbeispiele gibt. So hat Stanley Kubrick einen Teil seiner Filme mit Musik von György Ligeti ausgestattet – der

in den 50er und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Abkehr von der Diatonik mit Eifer betrieb – und dadurch dessen Musik erst einem breiteren Publikum bekannt gemacht.

Hier deutet sich ein Weg an, den Komponisten und Musiker heute, im 21. Jahrhundert, vielleicht gehen können, um Musik als Kunstform wieder mehr als bisher zu popularisieren – nämlich Medien, Kunstarten und Ausdrucksformen zu kombinieren. Auch Sir Simon verfolgt diesen Ansatz. Schon 1996 hat er eine preisgekrönte Fernsehserie über die Orchestermusik des 20. Jahrhunderts gestaltet. Noch in Birmingham experimentierte er zur Freude des jüngeren Publikums mit philharmonischem Techno-sound.

Vor seinem Wechsel zu den Berliner Philharmonikern hat er in einem Interview angeregt, dass Komponisten wieder mehr populäre Musik in ihren Werken verarbeiten sollten. Auch das wäre ein Rückgriff auf Kompositionstechniken vergangener Musikepochen. Sir Simon verwies auf Franz Schubert, der in seinen Tonschöpfungen alle populären Tanz- und Liedformen seiner Zeit aufgriff und veredelte. Das musikalische Thema, das dem schon erwähnten Variationssatz in Haydns Sinfonie Nr. 94 zugrunde liegt, ist ein schlichtes Volkslied. Auch in seiner Kaiserhymne,

heute Melodie unserer deutschen Nationalhymne, soll Haydn Teile eines kroatischen Volksliedes verarbeitet haben.

Eine vollendete Verbindung von populärer Melodie und höchster Kunst gelang Mozart. Auf dem Wendepunkt der Handlung in der „Zauberflöte“ steht ein eigentümliches, weil in Oktavparallelen gesungenes Duett zweier – wie es im Textbuch heißt – „Geharnischer“, die den Eingang zur Feuer- und Wasserprobe bewachen. Der Gesang der Geharnischten ist eine einfache Choralmelodie, die Mozart sich bei Johann Sebastian Bach entlieh. Die Choralmelodie wird begleitet und ist zugleich Cantus Firmus einer vom Orchester gespielten Fuge – der kompliziertesten Musikform der damaligen Zeit.

Schubert, Haydn, Mozart und viele andere Komponisten der klassisch-romantischen Periode haben vorgemacht, dass die Verbindung von Populärem und Anspruchsvollem nicht zur Qualitätsminderung führen muss, sondern – ganz im Gegenteil – den Reiz und auch den Wert einer Musik sogar noch steigern kann. Ich habe den Eindruck, dass heute die Komponisten der jungen Generation wieder daran Gefallen finden.

Bei ganz neuer Musik meine ich jedenfalls eine neue Lust am Musikantischen und am Spielen mit Versatzstücken aus unterschiedlichen Musikepochen zu spüren. In solcher Musik entdeckt der Zuhörer Bekanntes, was es erleichtert, das Stück als Ganzes zu akzeptieren, weil das daran Neue nicht überfallartig und nicht so missionarisch kommt.

Der wohl wichtigste und vielleicht längerfristig am meisten Erfolg versprechende Weg, anspruchsvolle Musik zu popularisieren, besteht darin, die Jugend dafür zu gewinnen. Und gerade auf diesem Feld leistet Sir Simon Außerordentliches. Das von ihm initiierte „Education“-Projekt ist ein Meilenstein in der Musikkultur unseres Landes. Ich kann nur hoffen, dass dieses Projekt, noch lange fortgeführt wird und viele Nachahmer in ganz Deutschland findet.

Education bedeutet im ursprünglichen, lateinischen Wortsinne Herausführen. Herausführen aus Unwissenheit und Hinführen zu Wissen, Können und Urteilsfähigkeit. Im Deutschen sprechen wir von „Erziehen“, was etwas strenger klingt, aber das gleiche meint: junge Menschen an die geschriebenen und ungeschriebenen Regeln unserer Gesellschaft, an Sitte und Anstand, an Kunst und Kultur heranzuführen.

Dass junge Menschen durch Musik und mit Musik geführt, geformt und schließlich in einer Gesellschaft integriert werden können, ist eine Idee, die wir wohl dem Zeitalter der Aufklärung verdanken. Die Aufklärer wussten, dass die Musik diejenige unter den Künsten ist, welche das Gemüt, die Seele des Menschen am schnellsten und unmittelbarsten anspricht. „Der Weg zum Ohr“, befand Friedrich Schiller, „ist der gangbarste und nächste zu unserem Herzen“. Deshalb kann Musik, so dachten die Aufklärer, nicht nur Stimmungen, sondern auch Ideen, Gedanken, Vorstellungen – bis hin zu politischen Konzepten – transportieren und in die Herzen der Menschen einpflanzen.

Am schönsten begegnen wir dieser Vorstellung von der Musik als Hilfsmittel zu Formung junger Menschen in der schon erwähnten Oper „Die Zauberflöte“ von Wolfgang Amadeus Mozart. Wenn zu Beginn drei geheimnisvolle Damen dem jugendlichen Helden des Stückes die magische Flöte übergeben, dann sagen sie – nein: sie singen natürlich: „Hiermit kannst Du allmächtig handeln, der Menschen Leidenschaft verwandeln“. Die Musik, hier symbolisiert durch das königliche Instrument, die Flöte, besänftigt nicht nur wilde Tiere, den Unhold Monastatos und allerlei Unbilden der Natur, wie Feuer und Wasser –

sie verändert auch den Prinzen Tamino: Aus dem ungestümen Jüngling, der sich ziemlich unbesonnen in ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang stürzt, wird durch die Kraft der Musik ein reifer, urteilsfähiger Mann.

Allmächtig, wie es in der „Zauberflöte“ heißt, ist Musik sicher nicht. Aber die Leidenschaft der Menschen, das heißt ihre innere Verfassung, kann sie schon beeinflussen und auch ein Stück weit verändern und formen. Wer das nicht glaubt, der sehe sich die Video-Dokumentation „Rhythm is it“ zum „Education“-Projekt der Berliner Philharmoniker an. Wie hier aus einer Horde von Hauptschülern aus Berlin – man kann es wirklich nicht anders sagen – innerhalb weniger Wochen eine disziplinierte Gruppe entsteht, die zu der gewiss nicht eingängigen und populären Musik von Strawinskys „Sacre du Printemps“ beinahe professionell tanzt – das ist schon faszinierend. Und wenn man sich dann an die Diskussionen im Zusammenhang mit der Rütli-Schule erinnert, kann man ermessen, was mit solchen Projekten geleistet wird.

Zu den leisen Ironien der Musik gehört wohl übrigens auch, dass jenes Stück, das 250 Berliner Hauptschüler zu kleinen Tanzkünstlern formte, bei seiner Uraufführung 1913 in Paris einen der größten Theaterskandale der Neuzeit auslöste. Augen- und Ohrenzeugen, wie der spä-

ter weltberühmte Pianist Arthur Rubinstein, wetterten über die „lärmende Partitur“. Andere Berichte sprechen von Konzertbesuchern, die lauthals lachten, sich die Ohren zuhielten oder mit den Fäusten gegen ihren Kopf trommelten.

So ändert sich eben die Anschauung von Musik: Gestern eine Revolution – heute ein Klassiker. Dabei war Strawinskys Musik nicht besonders revolutionär, nicht einmal nach den Maßstäben der damaligen Zeit. Strawinsky ging nur einen etwas anderen Weg: Das beherrschende Element des „Sacre“ ist der Rhythmus – anders als in den vertrauten Ballettmusiken des 19. Jahrhunderts, die in Melodie und Harmonie schwelgten. Der „Sacre“ wurde damit ein Zeit-Zeichen; Signal für den Beginn einer neuen Epoche der Musikgeschichte, dem Zeitalter des Rhythmus.

Immer wieder haben Musiker mit feinem Empfinden für Entwicklungen und Empfinden für das Kommende solche Zeit-Zeichen gesetzt: Mozart und sein Textdichter Lorenzo da Ponte ahnten mit „Die Hochzeit des Figaro“ die kommende französische Revolution voraus; Claude-Joseph Rouget de Lisle schuf mit der „Marseillaise“ das Lied der Revolution; Beethoven förderte mit seiner 9. Sinfonie die Entwicklung zu Freiheit, Gleichheit und Demo-

kratie; Verdi inspirierte mit „Nabucco“ die italienische Freiheits- und Einheitsbewegung; und Kurt Masur trug mit seinem besonnenen Auftreten und seinen Leipziger Konzerten wesentlich dazu bei, dass 1989 die Umwälzungen in der DDR in eine friedliche Revolution mündeten.

Ich glaube, dass Sir Simon Rattle auch zu den Musikern gehört, die Zeit-Zeichen setzen. Seine Arbeit mit den Berliner Philharmonikern und sein ebenso beharrliches wie einfalls- und erfolgreiches Hinwirken auf eine anspruchsvolle Musikkultur für alle, insbesondere für die jüngere Generation, diese seine Arbeit ist beispielhaft und bahnbrechend. Und so leisten Sie, Sir Simon, damit auch einen wichtigen Beitrag zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe, die mir als Bundesinnenminister besonders am Herzen liegt: zur Integration junger Menschen – nicht nur, aber auch aus Zuwanderfamilien – in unsere Gesellschaft.

Dabei geht Sir Simon ganz neue Wege, und er entdeckt alte Wege neu. Deswegen freue ich mich, dass ich ihm heute die Urania-Medaille überreichen darf. Ich danke für die kräftigenden Impulse, die von Sir Simon für unsere Hauptstadt ausgehen. Herzlichen Dank und herzlichen Glückwunsch.